

York Kautt

Wenn man die Frage stellt, unter welchen Gesichtspunkten sich die Zeremonie der Amtseinführung Obamas soziologisch beschreiben und erklären lässt, ergeben sich durchaus verschiedene Möglichkeiten.² Mir geht es hier um eine Analyse der Inauguration des 44. Präsidenten der USA im Sinne eines Ereignisses, dessen spezifische zeithistorische Bedeutung auf vorgelagerten Sinnhorizonten medienbasierter Kommunikationen fußt. Um zu zeigen, dass und inwiefern dies der Fall ist, gehe ich wie folgt vor: In einem ersten Schritt werden einige Überlegungen zu den grundlegenden Funktionen präsidentialer Amtseinführungen angestellt, also zu Funktionen, die auch für die Inauguration Obamas eine entscheidende Rolle spielen und deren konkrete Ausgestaltung (mit-)definieren. Nachfolgend wird die allgemeine Bedeutung der Massenmedien für das Zeremoniell präsidentialer Amtseinführung skizziert. Vor diesem Hintergrund wird dann in einem dritten Schritt die Spezifität der Amtseinführung Obamas im Zugriff auf die Begriffe Mythos, Charisma und Image rekonstruiert.

1. Funktionen zeremonieller Amtseinführung

1.1 Einführung und Verabschiedung der Amtsperson

Inaugurationen übernehmen evidenterweise die Funktion, die jeweiligen Kandidaten mit dem Amt zusammenzubringen. Sie verschmelzen im Verlauf der Zeremonie das Individuum, das als solches schon in seiner singulären Körperlichkeit in Erscheinung tritt, mit dem allgemeinen Charakter des Amtes. Die zeremonielle Inkorporation des Individuums in das Amt drängt die Bedeutung der Privatperson (kurzfristig) zurück: Das Räderwerk der Rituale am Inauguration Day und das dazugehörige Protokoll gibt zu erkennen, dass das Amt des Machthabers über dem Individuum steht und letzterem eben deshalb das zu geben vermag,

¹ Vorliegender Text ist die Ausarbeitung eines Vortrages vom 12.01.2010, gehalten im Rahmen der Ringvorlesung „Rituale der Amtseinsetzung“ des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der Westfälischen Wilhelmsuniversität Münster. Der Beitrag wird publiziert in einem Sammelband zum Thema der Ringvorlesung (eingereicht an die Herausgeber im Nov. 2010).

² Um nur eine Frage zu nennen, die hier nicht behandelt wird, in soziologischer Perspektive aber durchaus von Interesse wäre: Wie wurde die Inauguration von sozial/kulturell unterschiedlich positionierten Individuen wahrgenommen?

was Max Weber den Nimbus des ‚Amtscharisma‘ nannte. Zugleich wird dem Amt im Rahmen der Zeremonie buchstäblich ein neues Gesicht verliehen und als solches offiziell bestätigt.

Weiterhin dient die Zeremonie – wenn auch quantitativ (zeitlich) wie qualitativ (semantisch) weniger deutlich dramatisiert – dazu, den jeweiligen Amtsinhaber ehrenvoll zu verabschieden. Dies geschieht z. B. indem der (noch) amtierende Präsident George Bush in der Rolle des Gastgebers seinen Nachfolger im White House empfängt, um wenig später das Gelände nach einer offiziellen Verabschiedung zu verlassen, wobei dies, der ‚Größe‘ und historischen Bedeutung des Anlasses entsprechend, mit Hilfe eines auffällig großen Militärhubschraubers geschieht, der in Kombination mit dem gewählten Setting die Situation gleichsam in eine dramatische Filmszene verwandelt. Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang auch die lobenden Worte, mit denen die frisch ins Amt gesetzten Präsidenten traditionellerweise am Beginn der Inaugural Address an ihre Amtsvorgänger erinnern und sich bei diesen im Namen der Bevölkerung bedanken. Inaugurationen sind, so könnte man sagen, auch Exaugurationen.

1.2 Ehrerbietung

Für die Soziologie sind Rituale zunächst keine besonderen, außeralltäglichen Ereignisse, sondern eine Ebene des Handelns bzw. Kommunizierens, die in allen (face-to-face-)Interaktionen eine Rolle spielt. So orientieren sich etwa für Goffman die Verhaltensmaßstäbe in den verschiedensten Kontexten maßgeblich an dem Sachverhalt, dass die beteiligten Individuen geachtet werden wollen: *Das Image eines Menschen ist etwas Heiliges und die zu seiner Erhaltung erforderliche expressive Ordnung deswegen etwas Rituelles.*³ Insofern die Inauguration des US-amerikanischen Präsidenten als ein Ritual der Würdigung des Amtsträgers verstanden werden kann, ist sie mit der rituellen Interaktionsordnung des Alltags gleichsam verwandt. Im Unterschied zu dieser betonen die verschiedenen Inszenierungselemente die besondere Hervorgehobenheit der Person – man denke nur an die Gestaltung der Bühne für die Vereidigung und die nachfolgende Ansprache des neuen Amtsinhabers: Von der räumlichen Erhöhung der Protagonisten über die Auswahl von Staffagen (Teppiche, Flaggen) und Kulissen (Capitol) bis hin zu der Distanzierung der politischen Akteure vom Publikum (Absperrungen, Sicherheitspersonal) haben wir es mit

3 ERVING GOFFMAN, Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt a.M. 1986, S. 25. Der Kult des Selbst wird freilich (auch) bei Goffman nicht als Resultat einer wesenhaften Verfasstheit des Menschen, sondern als kulturbezogener und modernitätsspezifischer Kult, insbesondere der ‚westlichen‘ Welt gedacht.

Ausdrucksformen zu tun, die auf die besondere Statushöhe und Relevanz der zu ehrenden Person verweisen. Versteht man unter einer Zeremonie ein sichtbar gemachtes und stärker formalisiertes Ritual der Ehrerbietung,⁴ haben wir es hier also zugleich mit einer Zeremonie zu tun, deren Besonderheit u.a. darin besteht, dass sie – etwa im Unterschied zu alltäglichen Zeremonien der Begrüßung – eine *Asymmetrie* betont. Aber auch als solche steht sie auf dem Fundament der Achtungskommunikation, die sich notwendigerweise im Sozialen ereignet: Eine auf Ehre bezogene Zeremonie ist nötig, weil für alle sozialen Objekte – auch für den amerikanischen Präsidenten – gilt, dass sie sich die Ehre nicht selbst erweisen können, sondern auf das Fungieren einer sozial konstruierten, rituellen Ordnung angewiesen sind, die als solche intersubjektiv erkennbar ist. Selbstverständlich ist nicht ausgeschlossen, dass die audiovisuelle Soloperformance eines Akteurs z.B. in einem Fernseh-Format zum Anlass positiver Beurteilungen wird. Doch sind Vorstellungen von einem bloß imaginierten Publikum etwas völlig anderes als Vorführungen einer Zeremonie, bei denen das innerhalb des Bilder-Rahmens erkennbare Publikum über seine bloße Anwesenheit die faktische Anerkennung des zeremoniellen Geschehens und seiner symbolischen Ordnung fortwährend beglaubigt.⁵ Diesbezüglich kann man bereits ein Indiz für die Besonderheit der Amtseinführung Obamas notieren – nämlich die ungewöhnlich stark ausfallende Bürgerbeteiligung am *Inauguration Day* (20.01.2009) vor Ort in Washington. Die Anwesenheit der Massen erfüllte die Funktion der Ehrerbietung hier in gesteigertem Maße. Die Masse und die massenhaften Bilder der Masse fungierten in den Medien gleichsam als entscheidender Resonanzkörper der Zeremonie. Umso wichtiger für das Verständnis gerade der Amtseinführung Obamas ist es, den Blick weniger auf die Gestaltungselemente der Zeremonie und deren ‚textimmanente‘ Interpretation im Einzelnen zu richten, als vielmehr nach den Voraussetzungen zu fragen, die diesen Resonanzkörper der Massen ermöglichten. Bevor wir dieser Frage weiter nachgehen, kommen wir jedoch auf weitere Grundfunktionen präsidentialer Amtseinführungen zu sprechen.

1.3 Legitimation von Herrschaft

Schon Max Weber stellte fest, dass Inaugurationen Formen legaler Herrschaft bekräftigen und legitimieren, indem sie zum Ausdruck bringen, dass die Herrschaft einer Regel und nicht

4 Vgl. ERVING GOFFMAN, *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*, Frankfurt a. M. 1974, S. 99.

5 Das Fehlen eines sichtbar anwesenden Publikums ist sicherlich ein wesentlicher Grund dafür, dass sich ‚Zeremonien‘, die auf die bloße Imagination eines Publikums setzen, systematisch an der Grenze zum Lächerlichen bewegen – man denke etwa an die televisuelle Neujahresansprache deutscher Bundespräsidenten.

einer Person gehorcht. Die Zeremonie trägt also der Idee und der faktischen (Wahl-)Praxis moderner Demokratien und zugleich der Rolle der Bevölkerung als entscheidendem Souverän Rechnung. Die Vereidigung, die fraglos den zeremoniellen Höhepunkt des Inauguration Day bildet,⁶ macht deutlich, dass der Präsident wie die anderen Personen des Herrschafts- und Verwaltungsstabs gewählt werden und ihren Arbeiten mit sachlicher Amtspflicht und Disziplin nachzugehen haben. Man kann im Schwören auf die US-amerikanische Verfassung – deren einleitende Formulierung buchstäblich auf die Erhebung der Stimme des Volkes abhebt (*We, the people of the United States*) eine Art *symmetrische Verhaltensregel* erkennen. Sie soll festlegen, dass auch für den höchsten Machthaber die Verfassung bindend ist, mithin die Leitlinien des Volkssouveräns, die auch jeden einzelnen Bürger verpflichten. Insofern geht es auch um einen *Untertaneneid*, durch den der Amtsträger *seine Hörigkeit (...) gegenüber seinem Herrn anerkennt*.⁷ Die Amtseinführung macht (wie das Wahlritual)⁸ deutlich, dass die Gewählten keine Erwählten, sondern Mandatsträger sind.⁹

1.4 Unsicherheitsbewältigung

Politische Machthaber müssen bekanntlich Entscheidungen treffen, die für viele Menschen bedeutsam sind und z.T. weitreichende, ja existentielle Konsequenzen haben können. Die mit der prinzipiell offenen Zukunft verknüpften Unwägbarkeiten und Unsicherheiten kommen daher notwendigerweise ins Spiel, wenn mehr oder weniger (un-)bekannte Individuen machtvolle Ämter übernehmen. Selbst dann, wenn die Kandidaten in der (medialen) Öffentlichkeit etabliert sind, kann man nicht wissen, wie sie sich als Inhaber des neuen Amtes verhalten und bewähren werden. Die Zeremonie der Inauguration muss daher u.a. Unsicherheit absorbieren. Die Inauguration ist insofern bivalent, weil sie über die Symbolisierung der Macht des Amtes zugleich das Risiko in Erscheinung bringt, das mit einem neuen Amtsinhaber einhergeht. Die Unsicherheitsabsorption vollzieht sich im Falle des US-amerikanischen Präsidenten durch ein zeremonielles Element, das unabhängig von der jeweils ins Amt zu setzenden Person eine inhaltlich-programmatische Festlegung des

6 Erkennbar ist dieser Höhepunkt als solcher wiederum an der Medienberichterstattung. Das Bild von Obama mit der zum Schwur erhobenen Hand fungierte in vielen Medienkontexten als symbolisches Kürzel für die Inauguration in ihrer Gesamtheit.

7 GOFFMAN, Interaktionsrituale, S. 68 (wie Anm. 2).

8 Vgl. HANS-GEORG SOEFFNER, Erzwungene Ästhetik. Repräsentation, Zeremoniell und Ritual in der Politik, in: HERBERT WILLEMS – MARTIN JURGA (Hgg.), Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch, Westdeutscher Verlag 1998, S. 215–234, S. 223.

9 Moderne, demokratische Politiker sind demnach notwendigerweise Populisten und, wie Soeffner formuliert, „aufgrund ihrer unaufhörlichen politischen Marktforschung eher Achthaber als Machthaber.“ (Ebd.)

zukünftigen Machthabers impliziert: das durch die Verfassung selbst im Wortlaut schriftlich festgelegte Schwören auf die Verfassung. Indem der Kandidat erklärt, sein Handeln ganz deren Maximen zu unterstellen, ‚verpflichtet‘ er sich dazu, die demokratisch herbeigeführte Grundordnung nicht nur zu beachten, sondern zu verteidigen (*I do solemnly swear that I will faithfully execute the office of President of the United States, and will to the best of my ability, preserve, protect and defend the Constitution of the United States.*)¹⁰ Im Unterschied zur darauffolgenden Ansprache, die ebenfalls ‚programmatische‘ Erklärungen enthalten kann, ist das Ritual des Schwurs gegen eine individuell geprägte, politische Rhetorik immun – der Schwur auf die Verfassung ist in diesem Zeremoniell der einzige verbindliche Maßstab, an dem das Handeln des Amtsinhabers gemessen werden kann und zugleich ein inhaltliches Programm, das nicht von der Person, sondern von der Gemeinschaft definiert wurde.¹¹

1.5 Prospektive und retrospektive Reinigung

Politik, so kann man mit Max Weber sagen, ist notwendigerweise ein schmutziges Geschäft. Die Stimmigkeit dieser These erschließt sich gerade dann, wenn man nicht mit der Brille der gegenwärtig üblichen Politikverdrossenheit in den Akteuren des politischen Feldes korrupte Egoisten sieht, denn: *Keine Ethik der Welt kommt um die Tatsache herum, dass die Erreichung ‚guter‘ Zwecke in zahlreichen Fällen daran gebunden ist, dass man sittlich bedenkliche oder doch mindestens gefährliche Mittel und die Möglichkeit oder auch Wahrscheinlichkeit übler Nebenerfolge mit in den Kauf nimmt, und keine Ethik der Welt kann ergeben: wann und in welchem Umfang der ethisch gute Zweck die ethisch gefährlichen Mittel und Nebenerfolge ‚heiligt‘.*¹² Die schon vor der Amtszeit Obamas absehbare Fortführung des Krieges in Afghanistan oder die Problematik um die (Nicht-)Schließung von Guantanamo gehören insofern zu der schmutzigen Normalität politischen Handelns, auf die die Inaugurationszeremonie als eine symbolische Prozedur der Reinigung eingestellt sein muss. Wie die Analyse zeigt, ist sie das auch – wenngleich nur in sublimierter

10 Noch stärker auf die symbolische Funktion stellt Soeffner ab, wenn er feststellt: *Wahl und Amtseid sind ‚Ausgleichshandlungen‘, in denen die Unsicherheit durch Willensakte bekämpft und die Notwendigkeit, das Schicksal, entscheiden zu müssen, als Freiheit verklärt, zugleich aber durch den Eid in einen ‚magischen‘ Zwang gekleidet wird; s. SOEFFNER, Erzwungene Ästhetik, S. 223 (wie Anm. 7).*

11 Ganz im Unterschied etwa zu Königskrönungen feudaler Gesellschaften. Hier kommt den Ankündigungen der neuen Amtsinhaber durchaus ein verpflichtender Charakter zu, an dem die künftigen Handlungen gemessen werden können (vgl. Vgl. GERD ALTHOFF, Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter, Darmstadt 2003, S. 85-93). Das Zeremoniell moderner Demokratien entlastet den Machthaber demgegenüber von der Komplexität entsprechender Selbstfestlegungen, indem es an deren Stelle die abstrakten Inhalte der Verfassung stellt.

12 MAX WEBER, Universalgeschichtliche Analysen – Politik, Stuttgart 1973, S. 175 f.

Weise. Von Sublimation lässt sich vor allem dann sprechen, wenn man sich die offensive Direktheit von Reinigungsritualen vordemokratischer Herrscher im Rahmen funktional weitestgehend äquivalenter Amtseinführungszereemonien vergegenwärtigt. So wurde im Rahmen von Königskrönungen der Akt der Reinigung buchstäblich als symbolische Reinwaschung vollzogen – nämlich mit dem Einsatz von Wasser und Öl.¹³ Die Verfeinerung der Reinigungsprozedur präsidentialer Amtseinsetzungen findet in demokratischen Staaten über die Verknüpfung von Wahl und Eid statt.¹⁴ Dem ist allerdings hinzuzufügen, dass diese Reinigungswirkung die Annahme der Rechtmäßigkeit der Wahl sowie den Glauben in die Reinheit bzw. die Unbeflecktheit der Verfassung (auf die der Eid geleistet wird) voraussetzt. Eine reinigende Wirkung entfaltet sich für den Amtsinhaber unter diesen Vorzeichen, weil das Amt ebenso wie die Verfassung, an die sich der Amtsinhaber im Eid selbstverpflichtend bindet, als Ausdruck des allgemeinen Willens der Bevölkerung gelesen wird. Auch ist die symbolisch-inszenatorisch pointierte Höherstellung der Person wiederum ein wichtiges Mittel, denn sie kommuniziert zumindest latent, dass der herausragende Amtsträger der Normalsphäre des politischen Alltagsgeschäftes enthoben ist. Und nicht zuletzt wird man sagen können, dass die Formalisierung der Handlungsabläufe am *Inauguration Day* als Reinigungsprozedur fungiert: Sie (die Formalisierung) hält die tagespolitischen Themen und deren schmutzbehafteten Konfliktlagen auf Distanz und arbeitet damit als Reinheit der zeremoniellen Form der Reinheit der Identität des Amtsträgers entgegen. Dies ist auch wichtig, weil das Ritual derart nicht nur als Vorzeichen des Kommenden, sondern auch als retrospektive Reinwaschung von Beschmutzungen gelesen werden kann, die sich im Verlauf der Entstehung politischer Biographien zwangsläufig ergeben.¹⁵

13 Zu diesen, u.a. christlich-religiös konnotierten Ritualen vgl. z.B. GERD ALTHOFF, Die Kaiserkrönung Ottos des Großen 962, in: GEORG SCHEIBELREITER (Hgg.), Höhepunkte des Mittelalters, Darmstadt 2004, S. 70-84.

14 Man kann darin auch eine nützliche Kompensationsleistung für den Machthaber selbst sehen. Georg Soeffner meint hierzu: *Den betroffenen Mandatsträgern wird die Gefahr der moralischen Verunreinigung mit gesellschaftlicher Heraushebung und Höherstellung – sowohl symbolisch als auch praktisch mit verfassungsrechtlich garantierter Immunität – entgolten*; s. SOEFFNER, Erzwungene Ästhetik, S. 224 (wie Anm. 7).

15 Freilich bestehen hinsichtlich der Beschmutzungsgrade einzelner Personen große Unterschiede, wobei tendenziell diejenigen Kandidaten vergleichsweise ‚reine Westen‘ tragen, die in ihrer beruflichen Laufbahn keine hohen politischen Ämter inne hatten (wie z.B. auch Obama).

2. Die Bedeutung der Medien für die Inaugurationszeremonie

Nachdem wir einige wichtige Funktionen von Inaugurationszeremonien im Allgemeinen skizziert haben, können wir uns der Frage zuwenden, ob der Amtseinführung Obamas darüber hinaus spezifische Funktionen und Bedeutungen zukamen. Einen ersten Anhaltspunkt für diese Frage gewinnen wir, indem wir die Zeremonie als ein primär über die Medienberichterstattung Bedeutung erlangendes Ereignis verstehen. Für diese These – die auf alle präsidentalen Amtseinführungen seit der massenhaften Verbreitung des Fernsehens ab den 1950er Jahren zielt – spricht schon die Tatsache, dass das Ereignis wie dessen Vorgeschichte für viele Menschen der (Welt-)Bevölkerung nur als Medienereignis zugänglich war. Ja selbst diejenigen, die in Washington am 20.01.2009 situativ zugegen waren, konnten sich nur medienrezeptiv einen Überblick über das Ereignis des Zeremoniells verschaffen und interpretierten dasselbe notwendigerweise im Zusammenhang mit den zahlreichen Berichten und Bildern, die sie den Medien entnahmen. Als empirischer Tatbestand formiert sich die Amtseinführung des amerikanischen Präsidenten so gesehen im Wesentlichen als Gesamtheit der medialen Berichterstattung zu diesem Ereignis. Bemerkenswert ist diesbezüglich, dass die mediale Reichweite des Echtzeit-Ereignisses über die Netzwerkstruktur des Internets erweitert wurde, da das digitale Livestreaming nicht mehr an die Sendegebiere der TV-Anbieter gekoppelt ist. Wir haben es also mit einer durch die Medien bedingten räumlichen Entgrenzung des Zeremoniells zu tun, die das Ereignis in einen offenen, intransparent bleibenden Raum einschreibt, in dem ein anonymes Publikum zum Beobachter wird. Von einer Entgrenzung des Zeremoniells ist auch deshalb zu sprechen, weil das Ereignis in den Medien multiperspektivisch von den verschiedenen Anbietern am Markt (re-)inszeniert wird. Anders gesagt: Die Inaugurationszeremonie besteht aus der Gesamtheit der unterschiedlichen Filme, die das Geschehen aus unterschiedlichen Blickwinkeln, mit unterschiedlichen Skripts, Themenorientierungen und Kontextierungen vorführen, wobei der einzelne Beobachter je nach Medienrezeptionsverhalten nur einen bestimmten Ausschnitt zu sehen bekommt. Indem die Amtseinführung nicht auf ein spezifisches Ritual wie etwa das der Vereidigung beschränkt ist, sondern als *Inauguration Day* im Rahmen einer weiter zurückreichenden Tradition als tagesfüllendes Ereignis konzipiert ist, ergibt sich dabei eine nahezu unüberschaubare Anzahl und Detailfülle von Materialien. Man kann auch von einem medialen Kaleidoskop räumlicher und personaler Arrangements der Zeremonie sprechen, in dem sich zeremonielle Höhepunkte erkennen ließen.

Die Grenzen der zum Ereignis gehörenden Elemente sind auch weniger scharf konturiert, weil bereits an den Vortagen zum Inauguration Day eine Vielzahl kultureller Veranstaltungen

durchgeführt wird. So gesehen ist gerade die Amtseinführung Obamas mit ‚Events‘ wie Kirchentagen, Fußballweltmeisterschaften, Popfestivals oder Automobilmessen vergleichbar. Im Unterschied zu diesen ‚Events‘ lässt sich jedoch eine Fokussierung der Medienkommunikationen auf die Person des Präsidentschaftskandidaten beobachten.¹⁶ Man könnte daher von einer Zentrum-Peripherie-Struktur des Events sprechen, wobei die auf Obama bezogenen Handlungen den dramaturgischen Zusammenhalt der Medienberichte ausmachen.¹⁷

3. Die (Medien-)Konstruktion der *Obamania*

Will man den spezifischen zeitgeschichtlichen Horizont der Amtseinführung Obamas besser verstehen, ist es hilfreich, sich die besondere ‚Stimmung‘ zu vergegenwärtigen, die in den Wochen vor der Wahl, ja bereits in den Wochen vor der Nominierung Obamas zum Spitzenkandidaten der Demokraten in der Luft lag. Wir werden im Folgenden versuchen, dem Hintergrund dieser Stimmung entlang einer plausiblen Argumentationskette auf die Schliche zu kommen. Zunächst notieren wir den Befund der besonderen Atmosphäre aber aus einem einfachen Grund umgangssprachlich: Es gibt keinen soziologischen Begriff, der zur Bezeichnung eben dieses Phänomens zur Verfügung steht. Das ist umso bedauerlicher, als eine Vielzahl von Indizien dafür spricht, dass es sich bei dieser Stimmung durchaus um ein intersubjektives, also soziales Gebilde handelt, so dass sich die soziologisch höchst spannende Frage nach dessen Zustandekommen stellt. Die in den verschiedenen massenmedialen Formaten als *Obamania* bezeichnete Massenbegeisterung ist dabei nur ein Hinweis unter anderen. Für die Erklärung dieser kollektiven ‚Manie‘, die die Basis der Besonderheit der Inauguration des 44. Präsidenten der USA bildete, dienen uns im Folgenden die Begriffe Mythos, Charisma und Image.

16 Vergleichbar sind unter diesem Gesichtspunkt Popkonzerte oder auch der katholische Weltjugendtag, indem er die Anwesenheit des Papstes in den Mittelpunkt stellt, vgl. WINFRIED GEBHARDT – ANDREAS HEPP u.a., Megaparty Glaubensfest. Weltjugendtag: Erlebnis – Medien – Organisation, Wiesbaden 2007.

17 Die folgenden Ereignisse gehören zum Zentrum des Events. Vormittags: Gottesdienstbesuch des zukünftigen Amtsinhabers und seiner Frau, Besuch des Präsidenten im Weißen Haus, Festzug zum Capitol. Mittags: Vereidigung des Vize-Präsidenten, Vereidigung des Präsidenten, Rede des Präsidenten (Inaugural Address). Mittagessen im Capitol (Inaugural Luncheon), Nachmittags: Verabschiedung des bisherigen Präsidenten, Amtseinführungsparade, Einzug ins Weiße Haus. Abends: Amtseinführungsbälle.

3.1 Mythos

Eine besonders relevante Dimension der zeithistorischen Rahmung der Amtseinführung Obamas ergibt sich durch deren Beziehungen zu allgemeineren Vorstellungen vom Politischen, die Ulrich Haltern in seiner Studie 'Der politische Körper Obamas' (2009) unter dem Begriff des Mythos bzw. des *Sozialen Imaginären* (Charles Taylor) fasst. Die Arbeit am Mythos der Verfassung und am Mythos des Politischen beginnt Haltern zufolge in der Zeit des Sezessionskriegs und kulminiert in den Reden von Abraham Lincoln. Der Gründungsakt der USA durch die Verfassung 1787 und die nachfolgende(n) Geschichte(n) werden von Lincoln in einer spezifischen Weise gedeutet, wobei u.a. die Gettysburg-Rede vom 19.11.1883 eine wirkungsmächtige Erzählung fundiert. In dieser Rede, so Haltern, wird die *politische Religion* angelegt. Im Zentrum dieser Religion steht die Kategorie des Opfers. Die Toten weihen den Boden durch ihr Opfer für die Lebenden, wobei die Opferbereitschaft für das Kollektiv als vorbildlich deklariert wird. Die Generation der Gründer kann aufgrund der erbrachten Opfer nicht überboten werden kann, sie muss vielmehr fortwährend reaktiviert werden. Es gibt, so Haltern, seit Lincoln einen Bund der Lebenden, die die Geschichten der Toten nacherzählen müssen.¹⁸

Symbolisch sichtbar gemacht wird nun im Falle Obamas die Bezugnahme auf die mythologische Schlüsselfigur durch eine Vielzahl von Handlungen und Kommunikationen. So legt Obama am 200.Geburtstag Lincolns am Lincoln-Memorial einen Kranz nieder und tritt die Reise zu seinem Amtsantritt nach Washington in einem historisch ausgestaffierten Zug an, dessen Reiseweg demjenigen Lincolns in die Landeshauptstadt folgt. Und nicht zuletzt markiert Obama vor einem millionenfachen Medienpublikum Lincoln überdeutlich als seinen geistigen Vater, indem er in der Schlüsselszene der Zeremonie seine Hand auf eben jene Bibel legt, mit der sich Lincoln 1861 vereidigen ließ. Auch zahlreiche Reden Obamas auf seinem Weg ins Präsidentenamt beschwören das Lincolnsche Erbe. Die Inaugural Address bekräftigt in diesem Zusammenhang nur, was bereits zuvor deutlich gemacht wurde. Hier spricht Obama davon, dass die Bürger nicht nur *die Hüter des Vermächtnisses* der Verfassung sein sollen. Es geht darüber hinaus um die *Bereitschaft, in etwas Größerem als sich selbst Bedeutung zu finden*.¹⁹ Zur Illustration dieser Leitidee spart Obama auch hier nicht an Bildern, die den Opfergedanken aktivieren. Da ist von Schmerzen und Tränen die Rede und Strömen von Blut, die die Ahnen auf schneebedeckten Feldern aus Liebe zum Land für die Nation

18 Vgl. ULRICH HALTERN, Obamas politischer Körper, Berlin 2009, S. 458.

19 Ebd., S. 217.

vergossen haben. Es wird eine direkte Beziehung zu den Toten der Vergangenheit, der Gewalt und deren Notwendigkeit für den Kampf für die Freiheit hergestellt. Die Inaugurationsrede sakralisiert das Politische über die Ebene der politischen Diskurse hinaus und fordert zu *H a n d l u n g e n* auf. Tatkräftiges Handeln wird dabei – ganz im Unterschied zu europäischen Vorstellungen – weniger als Kennzeichen ‚guter‘ Bürgerlichkeit verstanden (man erinnere sich an den Appell Roman Herzogs: *Es muß ein Ruck durch Deutschland gehen*), sondern eher als *V o r a u s s e t z u n g* dafür, Bürgerrechte in Anspruch nehmen zu dürfen. Gleichheit ist diesem Verständnis zufolge kein Grundrecht, sondern, wie Haltern formuliert, ein *ungedeckter Scheck*, den man einlösen kann, wenn auf Worte Taten folgen.²⁰

Nun ist der Mythos als Arbeit an einer (noch) breitenwirksamen Erzählung ja per definitionem kein individuelles Konstrukt des derzeitigen Präsidenten.²¹ Im Unterschied zu seinen Amtsvorgängern stellt Obama jedoch qua kommunizierter Biographie und Körperlichkeit eine erheblich größere Nähe zu eben diesem Mythos her. Während etwa Kennedy den US-Amerikanern den Mythos eher erinnernd entgegenhielt, indem er ihnen zurief „Frage nicht, was dein Land für Dich tun kann, sondern was Du für Dein Land tun kannst“, stellt Obama seine eigene, konkrete Biographie immer wieder in der Mittelpunkt seiner Reden und symbolischen Handlungen.

Entsprechend sieht Haltern in Obama keinen Revolutionär, sondern eher einen Konservativen, für den ein als organisch bezeichnetes Verständnis des Politischen als Leitbild fungiert – die USA wurden geboren und müssen bewahrt werden. Obama bewegt sich nicht im Raum der Rhetorik, sondern im Raum des Mythos. Wir können dieses Konzept eines *n a t i o n a l e n* Mythos des Politischen hier nicht weiter ausführen. Betonen wollen wir jedoch umso mehr, dass es diese tiefliegende Dimension des Politischen in den USA gibt und wir es entsprechend mit einer Konstellation zu tun haben, die sich deutlich etwa von der der BRD unterscheidet. Und das heißt zugleich, dass ‚die Medien‘ keineswegs notwendigerweise als technische Infrastruktur und als soziales Funktionssystem in dieser (‚westlichen‘) Welt in gleicher Weise auf das Politische einwirken. Es scheint vielmehr, als fungierten die Medien in den USA als Medium bzw. als Katalysator für den politischen Mythos. Das sieht man auch dann, wenn man eine der nicht gerade zahlreichen Studien vergleichend beobachtet, die sich in dieses durchaus schwierige Gelände einer mythologischen Verfasstheit des Politischen im Blick auf die Konstellation der BRD vorwagen. Herfried Münklers Studie ‘Die Deutschen und ihre

20 Ebd., S. 80.

21 Vgl. HANS BLUMENBERG, *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a.M. 1979.

Mythen' kann jedenfalls von keinem zentralen (Gründungs-)Mythos berichten, sondern gruppiert verschiedene Mythenstränge zu einem facettenreichen Bild, aus dem sich keineswegs ein ‚funktionales Äquivalent‘ zu der von Haltern beschriebenen politischen Religion der USA herauslesen lässt.²²

3.2 Charisma

Ein weiterer Sinnhorizont, der neben und mit dem politischen Mythos für die spezifische Bedeutung der Inauguration des derzeit amtierenden Präsidenten eine Rolle spielt, hängt mit der sozialen Identität Obamas zusammen. Die Besonderheit der Person, so wird in der gepflegten Semantik der Massenmedien und auch in sozialwissenschaftlichen (u.a. US-amerikanischen)²³ Publikationen schon vor der Wahl Obamas zum Präsidenten festgestellt, sei das Charisma des Individuums. Dies geschieht freilich ohne weitere Bestimmung dessen, was unter Charisma verstanden wird und worauf dieses im speziellen Falle gründet. Einen sinnvollen Ausgangspunkt für diese Fragen bietet Max Weber, der den Begriff Charisma in die Soziologie eingeführt und zu dessen Eingang in die Alltagssprache maßgeblich beigetragen hat. Weber definiert Charisma als *Qualität einer Persönlichkeit, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder zumindest spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem anderen zugänglichen Kräften und Eigenschaften (begabt, Y. K.) oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als ‚Führer‘ gewertet wird. Wie die betreffende Qualität von einem ethischen, ästhetischen oder sonstigem Standpunkt aus ‚objektiv‘ richtig zu bewerten (sei, Y. K.), war Weber dabei begrifflich (...) gleichgültig: darauf allein, wie sie von den charismatisch Beherrschten, den ‚Anhängern‘ bewertet wird, kam es ihm an.*²⁴ Charismatische Herrschaft denkt Weber als Resultat eines durch besondere Personen ermöglichten Prozesses, in dem das Kategoriensystem einer Gesellschaft und einer Kultur grundlegend umgestellt und neudefiniert wird, wobei der Gehorsam der Anhänger (an diesem erweist sich das Charisma des Herrschenden) nicht an formalisierte bzw.

22 Dass sich ein übergreifender Mythos oder gar eine politische Religion im Nachkriegsdeutschland im Blick auf den Faschismus aus guten Gründen nicht mehr in Arbeit befindet, ist offensichtlich. Die symbolische und zeremonielle Ordnung der bundesrepublikanischen Politik ist (bislang) deutlich am vermeintlich Rationalen und (in diesem Sinne) Unmythologischen orientiert – auch die glanzlosen und jedes Pathos entbehrenden Einführungen in die höchsten Ämter (Kanzleramt, Präsidialamt) legen hierüber Zeugnis ab. Ein wichtiger Mythos der Nachkriegsdeutschen, so könnte man nur scheinbar paradox formulieren, zeigt sich in der Distanz zum Mythos und in dem Glauben an die Macht der Vernunft, die rituell und punktuell demonstriert, in der politischen Praxis aber keineswegs auf Dauer gestellt werden kann.

23 Vgl. z. B. LAWRENCE D. BOBO – CAMILLE Z. CHARLES, Race in the American Mind. From the Moynihan Report the Obama Candidacy, in: The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science, Vol. 621, January 2009, S. 243–259.

24 MAX WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Köln u.a. 1964, S. 179.

institutionalisierte Regeln, sondern an Eigenschaften des Herrschenden geknüpft sind. Folgt man diesem Charisma-Konzept, ist Obama eindeutig kein Charismatiker. Indem er sich dezidiert zur Tradition des politischen Mythos, zu den Werten der Verfassung und den Regeln des Rechtsstaats bekennt, arbeitet er ja gerade nicht an neuen Kategorien des Politischen, sondern stabilisiert die bestehenden. Daher entstand für Obama auch durch die Zeremonie der Inauguration kein Charisma-Problem, das sich im Falle eines *genuinen Charismas* (Weber) ergeben hätte, da die Regelgeleitetheit der Inauguration strukturell *anti-charismatisch* wirkt: Die Zeremonie soll ja beliebige KandidatInnen dazu befähigen, in dieses Amt zu kommen. Die Zeremonie verlangt von der Person die *Unterordnung* unter ein nicht von ihr selbst bestimmtes Skript und eine entsprechende *Verhaltens- bzw. Verhaltensanpassung* (von den Sprechweisen bis hin zu den Formen der äußeren Fassade (Kleidung) und weiteren Formen des Benehmens). Anders gesagt: Als Charismatiker im Weberschen Sinne hätte Obama nur dann in Erscheinung treten können, wenn er den Versuch unternommen hätte, *ohne* Inaugurations-Zeremonie ins Amt zu kommen oder wenn er die Zeremonie in grundlegenden Komponenten neu gestaltet hätte. Und nur dann, wenn Obama trotz entsprechender, Kategorien umstoßender Handlungen bei einer größeren Anhängerschaft Gehorsam gefunden hätte, wäre mit Weber von Charisma zu sprechen. Obwohl es bei Obama demnach nur um eine Schrumpfform von Charisma gehen kann, die schon Weber für eine Voraussetzung aller erfolgreichen Politiker hält (*charismatisches Führertum*),²⁵ ist es wichtig zu sehen, dass Obama über ein pasteurisiertes Charisma in einem besonders hohen Maße verfügt. Ein in den Tonfall der Rede eingegangenes Sendungsbewusstsein und die Beherrschung der pathetischen Sprechweise ist fraglos ein wesentlicher Hintergrund für den Erfolg Obamas.²⁶ Ein anderer ergibt sich über den Zusammenhang von 'Stigma und Charisma', dem in der Soziologie insbesondere Wolfgang Lipp im Rahmen einer gleichnamigen Untersuchung nachgeht. Die Generalthese des Buches lautet: Die deutliche Abweichung von personalen Eigenschaften, die in einer Kultur/Gesellschaft als ‚normal‘ bzw. wünschenswert angesehen werden, ist geradezu *Voraussetzung und Bedingung der Entstehung der Faszinationskraft charismatischer Personen, die in einem sozialen Prozess der*

25 Weber (vgl. Anm. 11, S. 177) geht insbesondere von der *Macht der Rede* aus und spricht vom *Prinzip der demagogischen Rede* als Ausleseprinzip der *Führerschaft* sowie davon, dass man es in modernen Staaten mit einer *Diktatur, beruhend auf der Ausnutzung der Emotionalität der Massen* zu tun hat.

26 Bemerkenswert ist auch, dass Obama schon vor seiner Wahl zum Präsidenten eine Vielzahl von Reden zu den großen Fragen und Problemen der Gegenwartsgesellschaft mit programmatischen Titeln hält – so z. B. die 'Speech on race'.

Charismatisierung hergestellt werden, für den die Um-, Neu- und Positivbewertung der jeweiligen Stigmata charakteristisch ist.

Nun verfügt Obama gleich über mehrere Stigma-Ressourcen. Schon sein zweiter Vorname Hussein, dem in den letzten Jahren über die Medienberichterstattungen zu Saddam Hussein einen geradezu diabolischer Charakter zugewiesen wurde, könnte man als Ausgangspunkt von Stigmatisierungsprozessen annehmen. Dies gilt auch für den Nachnamen ‚Obama‘, der klanglich an ‚Osama‘ (bin Laden) erinnert, wobei man die Nähe von Barrack Obama zum Islam durch den Sachverhalt betont sehen könnte, dass sein aus Kenia stammender Vater Moslem war.²⁷ Eine Umfrage im August 2008 ergibt, dass 79% der Befragten von dem Gerücht gehört haben, Obama sei ein Moslem.²⁸ Die Bedeutsamkeit dieser Identifizierung im Sinne einer Stigmatisierung ist uns in der BRD angesichts der aktuellen Mediendebatte zur Frage, ob und inwiefern der Islam zu Deutschland gehört, vermutlich deutlicher denn je. Wenn die Feststellung des Bundespräsidenten *Der Islam ist ein Teil von Deutschland* als skandalisierungsfähige Provokation gedeutet werden kann, wie müssen wir uns dann die Kandidatur und die Erfolgsaussichten eines Präsidentschaftskandidaten mit entsprechendem Vornamen und einem muslimischen Elternteil hierzulande vorstellen? Aber zurück in die USA: Das Stigma-Potenzial besagter Namen wird umso deutlicher, wenn man bedenkt, dass es in den USA einen *post-september 11th discourse* gibt, der um Themen wie Sicherheit, Angst, Schutz und Patriotismus kreist und in dessen Zusammenhang das (Un-)Amerikanische auch im Zugriff auf Körperbilder neu diskutiert wird. Einige Autoren sprechen gar vom einem *browning of terror*, wobei sich hierfür auch im Zusammenhang medial verbreiteter Darstellungen der Person Obamas drastische Beispiele finden lassen.²⁹

27 Obamas kenianischer Vater, der aus ärmsten Verhältnissen stammt, ist den üblichen Achtungszuweisungen unserer Gesellschaft zufolge ohne keine direkte ‚Quelle‘ der Prestige-Generierung (man vergleiche demgegenüber die Bedeutung der familialen Herkunft bei George W. Bush), wohl aber ein Element in einem Prozess der Charismatisierung, in dem die Themen Stigma und Scheitern entsprechend kontextiert und (dadurch) neu bewertet werden. Zu dieser Kontextierung trägt der erst dreißigjährige (!) Sohn in seinem autobiographischen Werk ‚Dreams from my Father‘ massiv bei.

28 CARMEN LUGO-LUGO – MARY BLOODSWORTH-LUGO, *Black as Brown. The 2008 Obama Primary Campaign and the U.S. Browning of Terror*, in: *Journal of African American Studies*, Vol. 13, 2008, S. 110–120, S. 118. Wenn ein Kleidungsstück, das Obama auf einem Foto 2006 in Kenia zeigt, in den Medien als ein muslimisches Gewand vorgestellt wird, während es sich tatsächlich um eine somalische, traditionelle Stammesbekleidung handelt, manifestieren sich entsprechende Deutungsmuster (vgl. ebd., S. 116).

29 So z. B. Bilder in Internet-Plattformen, in denen das Portrait von Obama mit Montagetechniken demjenigen von Osama bin Laden angeglichen wird. Aber auch ‚harmlosere‘ Beispiele weisen in diese Richtung. Die Nähe der Namen von Obama und Osama wurde z. B. durch absichtliche Versprecher republikanischer Politiker und von Wahlkämpfern ins Spiel gebracht (vgl. wie in Anm. 27., S. 117). Die Tatsache, dass Obama bei einer Ansprache von McCain am Abend der verlorenen Wahl von dessen Anhängern als Terrorist beschimpft wurde, kann als Nachhall dieser Stigmatisierungsbemühungen gesehen werden.

Zu diesem Makel kommt hinzu: Obama ist nicht auf dem amerikanischen Festland geboren und verbringt mehrere Jahre seiner Kindheit in Indonesien. Als das – für den *Erfolg* Obamas - entscheidende Stigma wird man aber das *phylogenetische Stigma* der Rasse annehmen können. Zwar deuten aktuelle empirische Studien darauf hin, dass sich die westliche (bzw. US-amerikanische) Kosmologie, die etwa Erving Goffman noch bis in die 1980er Jahre durch die Perspektive des evangelischen, heterosexuellen weißen Mannes amerikanischer Mittelschichten dominiert sah,³⁰ in einem gewissen Maße verändert hat. Auch auf konkreten Handlungsfeldern wie dem Arbeits-, Heirats- und Wohnungsmarkt sowie auf denen des politischen Systems scheint sich eine stärkere wechselseitige Akzeptanz und Positivbewertung der Rassen auszuwirken.³¹ Zugleich gilt aber auch, dass stereotype Vorstellungen nach wie vor gewöhnlich sind.³² Ein Gradmesser hierfür sind nicht zuletzt die Einschätzungen der farbigen Bürger in den USA. Diese fühlen sich Umfragen zufolge nach wie vor benachteiligt und stigmatisiert; sie geben in Befragungen während des Wahlkampfes 2009 an, dass sie nicht nur die Durchsetzung eines schwarzen Kandidaten, sondern auch die Nominierung eines solchen in ihrer Lebenszeit nicht für möglich halten.³³ Verankert ist im kollektiven Wissen vielmehr der Sachverhalt, dass alle bisherigen Präsidenten *european americans* waren, wobei bereits Kinder zwischen 7 und 10 Jahren um die bislang ausschließlich ‚weiße Präsidentschaft‘ wissen.

Im Lichte dieser Befunde ist es umso erstaunlicher, dass Obama der Weg ins Präsidentenamt gelingen konnte, ja dass er von einer von weiten Bevölkerungskreisen ausgehenden Welle der Sympathie geradezu in dieses Amt hineingetragen wurde. Ein kluges Wahlkampfmanagement spielte dabei sicher eine wichtige Rolle. Neben und mit der geschickten Ausnutzung von

30 Vgl. ERVING GOFFMAN, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt a.M. 1967., S. 158 f.

31 Im Blick auf den egalitären politischen Diskurs einerseits und die relativ stabilen kulturellen und habituellen Stereotypisierungen sprechen Bobo und Charles von einem *implementation gap*, wobei die Kluft zwischen politischem Diskurs und praktizierter Kultur auch deshalb auseinanderklafft, weil die entsprechenden Unterstützungsmaßnahmen für die schwarze Bevölkerung (und andere benachteiligte Gruppen) von Teilen der weißen Bevölkerung als unfaire Bevorzugung der Unterstützten wahrgenommen wird, vgl. BOBO – CHARLES, *Race in American Mind*, S. 248 (wie Anm. 22).

32 Vgl. hierzu die Metaanalyse ‘Race in the American Mind’ von Bobo und Charles (ebd.), die Studien von 1965 bis 2008 auswertet.

33 Vgl. WANDA V. PARHAM-PAYNE, *Through the Lens of Black Women. The Significance of Obama’s Campaign*, in: *Journal of African American Studies* 13, 2009, S. 131–138, S. 134. Einer 2009 im *Journal of African American Studies* publizierten Befragung zufolge schätzen schwarze Frauen die Hautfarbe als deutlich schwerwiegenderen Faktor der Benachteiligung ein als das Geschlecht; sie glauben also auch, dass weiße Frauen weniger benachteiligt werden als schwarze Männer. Sowohl bei farbigen als auch weißen Frauen wog im faktischen Wahlverhalten die Kategorie Hautfarbe stärker als die Kategorie Geschlecht (farbige Frauen stimmten also eher für Barack Obama, weiße mehr für Hillary Clinton).

Internetportalen wie Facebook und Twitter ist diesbezüglich die Initiierung lokaler Aktivitäten zu erwähnen, die mit den Vernetzungsmöglichkeiten digitaler Medien zu einer ‚sozialen Bewegung‘ ausgearbeitet wurden. Der entscheidende Hintergrund für den Erfolg Obamas, ja die Voraussetzung für die Erschaffung einer sozialen Bewegung für die Kandidatur Obamas liegt jedoch auf der tieferliegenden Ebene des amerikanischen Mythos des Politischen und dessen Beziehung zum Thema Rasse. Zwei Ebenen sind hier zu unterscheiden. Zum einen ist der Mythos in seiner historischen Formwerdung äußerst problembeladen. Wie Ulrich Haltern zu Recht betont, besteht der *große Sündenfall* der amerikanischen Verfassung darin, Afro-Amerikaner zunächst als Menschen zweiter Klasse zu betrachten. So demokratisch und freiheitsorientiert die amerikanische Verfassung von 1787 ist – sie schließt eine ganze Bevölkerungsgruppe auf drastischste Weise aus, indem sie den dazugehörigen Individuen nicht einmal den Status des Bürgers zubilligt. Diesen erlangen Farbige erst mit der Abschaffung der Sklaverei 1865 (!) durch Verfassungszusatz 13. Die Bedeutung dieses Sündenfalls ist umso gravierender, als er für die Farbigen nicht nur die Inanspruchnahme des Rechts negiert, sondern zugleich die Teilhabe am Kollektiv, am sozialen Imaginären und dessen Orientierung an der Idee des Opfers (s. oben) verunmöglicht. Zum anderen schafft der Mythos auch ohne dieses Wissen um den konkreten Sündenfall der Verfassung und dessen Behebung durch Verfassungszusatz 13 eine wichtige Voraussetzung für die sogenannte Obamania. Denn Diskrepanzen zwischen dem ‚american dream‘ und dessen Leitideen wie Freiheit und (Chancen-)Gleichheit einerseits und den realpolitischen und lebenswirklichen Verhältnissen andererseits sind gerade im Spannungsfeld rassischer Ungleichstellungen bis in die aktuelle Gegenwart hinein sichtbar. Die sich in den konkreten Lebenswelten Einzelner zu erkennen gebende Benachteiligung der farbigen Bevölkerung ist wie die Benachteiligung anderer Minderheiten eine deutlich erkennbare ‚Beschmutzung‘ des amerikanischen Mythos. Ja man kann sagen: Die Stigmatisierung der farbigen Bevölkerung ist zugleich ein tief liegendes Stigma, das dem amerikanischen Mythos und dem darauf gründenden sozialen Imaginären anhaftet.

So betrachtet wird deutlich, an welchem Hebel der soziale Prozess der Neubewertung des Stigmas der Hautfarbe ansetzen konnte – nämlich an der Arbeit der Heilung bzw. Überwindung eines kollektiven Stigmas. Diese Arbeit an der Heilung des Mythos begleitete den Wahlkampf und strahlte in die Zeremonie der Inauguration hinein. Dabei lassen sich einige auf Obama selbst zuzurechnende Faktoren bestimmen, die die Thematisierung von Rasse dem *Drama der Charismatisierung* (Lipp) zuspielen. Vier seien genannt: 1.: *Phylogenetische Doppel-Identität*: Als Mischling verfügt Obama über eine

‚aufgehellte‘ Hautfarbe, die weitestgehend den Idealwerten der westlichen Gesellschaft entspricht und zu einer Heruntermodulation des phylogenetischen Stigmas führt. Zugleich eröffnet die Mischlings-Identität Farbigen die Möglichkeiten, in Obama einen Farbigen zu sehen, derweil weiße Bürger in ihm einem Repräsentanten der Weißen erblicken können.³⁴ 2.: Rhetorik der Inklusion: Obama hat ‚Rasse‘ nicht zu einem Thema des Wahlkampfes gemacht und sich damit nie der Gefahr ausgesetzt, als Sprecher nur einer bestimmten (farbigen) Gruppierung zu machen. Im Gegenteil! Die Rhetorik der Inklusion und der Überbrückung von Unterschieden hatte auch in diesem Themenfeld ihren Platz, so z. B. dann, wenn in der ‚Speech on Race‘ die prekären Verhältnisse (auch) weißer Arbeiter in den Blick gerückt werden. Dazu passt Obamas Distanznahme zu Sprechern der black culture (z. B. Jeremiah Wright) ebenso wie die Hinwendung zu historisch-konsensuell abgesicherten Größen (Martin Luther King). Mit diesem Stigma-Management war zugleich gesichert, dass diejenigen, die das Thema anspielten (und es gab durchaus einen *invisible race talk*)³⁵, sich selbst in ein schlechtes Licht rückten. 3.: Selbstbiographisierung: Die biologisch und sozial/kulturell vielschichtige Biographie arbeitet Obama zu der Narration aus, die Verschiedenheit der Staatsbürger der USA buchstäblich in der eigenen Person zu verkörpern. In seiner Rassenrede vom März 2008 stellt er fest: „Solange ich lebe, werde ich nie vergessen, dass meine Geschichte in keinem anderen Land dieser Erde überhaupt möglich wäre. Es ist eine Geschichte, die mich nicht zum konventionellsten Kandidaten gemacht hat. Aber es ist eine Geschichte, die in meinen genetischen Code die Idee eingebrannt hat, dass diese Nation mehr als die Summe ihrer Teile ist – dass wir aus Vielen wahrhaft Eins werden.“ Durch seine Adern, betont Obama, fließt das Blut verschiedener Rassen, Ethnien und Kulturen. Wie Haltern feststellt, sind *Blut, Religion und Nation in Obamas Leib* verschränkt, in seinem Leib verkörpert sich der Volkssouverän.³⁶ 4.: Die narrative Verortung im Mythos: Das Bekenntnis zur Tradition, zur Verfassung und zum sozialen Imaginären berührt die rassische Stigmatisierung – und deren Umwertung im Prozess der Charismatisierung in

34 Wenn man bedenkt, dass Mischlinge, die in den USA als ‚light-skinned-persons‘ bezeichnet werden, nicht die Wahl der rassischen Selbstbeschreibung haben, sondern prinzipiell als ‚schwarz‘ gelten, wird zugleich deutlich, dass die Existenz des Stigmas dennoch deutlich gegeben ist. Insofern folgt die offensive und wiederholte Selbstverortung Obamas in der Gruppe der Farbigen einem kosmologischen Schema.

35 Hillary Clinton etwa sprach wiederholt von den *hard-working American workers* und fügte gelegentlich zur Absicherung des Gemeintenen *white workes* hinzu. Auch mit Ausdrucksweisen wie *small town*, *hockey mom* oder *Joe the plumber* sollten Bilder des ‚Weißen‘ wachgerufen werden, während die Hautfarbe Obamas mit Wörtern und Attribuierungen wie *exotic background*, *unknown*, *untested*, *stranger*, *symbolic candidate*, *alien* oder *wildcard* ins Spiel gebracht wurde, vgl. BILL AYERS – BERNADINE DOHRN, What Race Has to Do With It, in: Monthly Review 3, 2009, www.monthlyreview.org/090316ayers-dohrn.php (13.11.2009).

36 HALTERN, Obamas politischer Körper, S. 368 (wie Anm. 17).

zweifacher Weise: Das erwähnte Bekenntnis zeigt zum einen, dass ein schwarzer Bürger die amerikanische Verfassung in ihrer mythischen Tiefendimension (des Opfers) annimmt und sich selbst als Zugehöriger des amerikanischen Kollektivs beschreibt. Zum anderen eröffnet Obama die Neuinterpretation und Gestaltbarkeit des Mythos ohne das Bild des ‚angry black man‘ wachzurufen. Im Blick auf die Verfassung stellt er fest: *Wir sollten unsere Demokratie nicht als Haus, das gebaut, sondern als Gespräch, das geführt werden muss, betrachten.*³⁷

4. Image

Stark verkürzt kann man sagen, dass die für das Politische seit jeher eminent wichtige Dimension der Darstellung unter den Bedingungen der Massenmedien in neue Strukturen eingelassen wird. Die technischen Bildmedien sind dabei von besonderer Bedeutung. Sie entfalten eine Konstellation, die sich radikal von derjenigen der manuellen Bildmedien (Plastik/Skulptur, Malerei, Druckgrafik) unterscheidet. Dies gilt zum einen, insofern sie mit einem spezifischen ‚Realismus‘ operieren, der die mit ihnen dargestellten Objekte in einer völlig neuen Weise identifiziert. Die fotografisch fixierten Oberflächen werden jetzt – trotz der erkennbaren Inszenierungsdimension auch dieser Bilder – verstärkt als Hinweise auf (Tiefen-)Attribute der dargestellten Objekte gelesen und als solche Hinweise zugleich immer wieder in Frage gestellt.³⁸ Der rezeptiven Kritik an der neuartigen Oberflächen-Tiefen-Beziehung technischer Bilder, die sich etwa in der Frage nach der Glaubwürdigkeit des Dargestellten (Manipulationsverdacht) manifestiert, wird auf der Seite der professionellen Bildproduktion durch die Entfaltung von Inszenierungsrepertoires begegnet, wobei dieselben mit den spezifischen Aufgabenstellungen der Bilder variieren. So kommt es z. B. im Bereich der massenmedialen Berichterstattung über das politische Geschehen entscheidend darauf an, die jeweiligen Akteure in ‚ungestellten‘ Settings zu zeigen, wobei unter den Bedingungen des Fernsehens die live-Berichterstattung von besonderer Bedeutung für die Inszenierung des Nicht-Inszenierten ist. Das andere Merkmal, mit dem sich die technischen Bildmedien drastisch von ihren manuellen Vorläufern unterscheiden, ist ihre neuartige Reproduzierbarkeit, deren Wirkungsmächtigkeit u.a. mit den niederen Kosten der Vervielfältigung zusammenhängt. Die Reproduzierbarkeit ermöglicht das Entstehen öffentlicher Bildräume zu den verschiedensten Themen und es ist nicht zu übersehen, dass die

37 Ebd., S. 334.

38 Vgl. hierzu ausführlich YORK KAUTT, Image. Zur Genealogie eines Kommunikationscodes der Massenmedien, Bielefeld 2008, S. 36–58.

„realistischen“ Bilder der technischen Bildmedien (Fotografie, Fernsehen) das basale Kommunikationsmedium der Realität der Massenmedien darstellen.

Für die Politik und ihre Medienakteure wie Obama haben diese Strukturbedingungen wie für alle anderen über die technischen Bild- und Verbreitungsmedien kommunizierten Objekte zur Folge, dass die mit ihnen in Verbindung gebrachten Eigenschaften maßgeblich über die visuellen Kommunikationen generiert werden. Man kann im Blick auf die bildförmigen Schematisierungen von Identität verschiedenster Objekte von Images sprechen, die sich über die Gesamtheit der Bildkommunikationen bzw. über die Gesamtheit derjenigen Bilder ergeben, die der einzelne Rezipient zur Identifizierung der jeweiligen Gegenstände (Personen, Dinge) heranzieht.

Entscheidend ist es nun zu sehen, dass die politischen Akteure keineswegs selbst darüber entscheiden können, welches Image ihnen zugewiesen wird. Umfangreich kontrollieren kann die Politik Images bestenfalls über die Werbung, mithin über jenen Bereich des Systems der Massenmedien, der auf die Funktion eingestellt ist, beliebige Objekte bildlich zu identifizieren und zugleich positiv zu qualifizieren.³⁹ Damit ist selbstverständlich nicht bestritten, dass (auch) die politischen Akteure fortwährend mit mehr oder weniger großem Erfolg darum bemüht sind, ihre Performance auf den verschiedensten Medienbühnen so zu gestalten, dass sie selbst (und ihre Partei) in einem günstigen Licht erscheinen. Schon ein flüchtiger Blick in die Medienlandschaft genügt, um festzustellen, dass eben dies der Fall ist. Ebenso sichtbar ist jedoch auch, dass weder der Bereich der Nachrichten noch der der Unterhaltung systematisch darauf abzielen, für die einzelnen Akteure bzw. die politischen Parteien ein positives Image zu konstruieren. Im Gegenteil! Nicht wenige Medien-Formate stellen dezidiert Anforderungslagen her, in denen die Image-Arbeit (auch) von Politikern unter Druck gesetzt wird und Image-Bedrohungen und -Beschädigungen wahrscheinlicher werden.⁴⁰

Umso bemerkenswerter ist es daher, dass sich in den massenmedialen Berichten zu Obama eine Vielzahl positiv konnotierter Bilder durchsetzen konnte. Ja man kann geradezu von einer massenmedialen Ikonographie der Charismatisierung Obamas sprechen. Einige der zentralen Dimensionen dieses Image-Komplexes sind die folgenden: 1. Der Körper der Person:

39 Zur Rekonstruktion des historischen Phänomens Image sowie zur Entstehung der modernen Werbung als einem auf Image-Kommunikation spezialisierten Bereich der Massenmedien, vgl. KAUTT, Image (wie Anm. 37).

40 Auf der Ebene des medial dargestellten Verhaltens und Interagierens kondensieren gute Eindrücke (auch) von Politikern dementsprechend stark in Abhängigkeit zu dem Vermögen Einzelner, sich auf die verschiedenen Bühnen und Situationen entlang geeigneter recipient designs einzustellen.

Auffällig deutlich und auffällig häufig wurde der Körper Obamas als ein dynamischer, flexibler und fitter Körper dargestellt. Insbesondere die am Strand aufgenommenen Fotos erlangten Aufmerksamkeit und führten über die weitgehende Unverhülltheit Obamas einen geradezu athletischen Körper vor, der im Kontext anderer Images nicht nur als Ausweis des Leistungskörpers,⁴¹ sondern auch als passendes Merkmal eines besonders hervorgehobenen Helden erscheinen konnte.

2. Multi-Ethnizität als Image: Die Hautfarbe Obamas ermöglichte eine Flut von Bildern, die die Themen Multikulturalität und rassische Unterschiede in einen positiven Zusammenhang stellten. Deutlich wird dieser Sachverhalt prägnant an den shake-hands-Szenen, die massenhaft in den Medien zirkulierten. Denn immer, wenn Obama einem weißen Bürger die Hand gibt, wird die Überwindung von Diskriminierung und wechselseitigen Ressentiments der Rassen symbolisch vorgeführt. Ja die entsprechenden Konfliktlagen erscheinen in der geglückten Interaktion von ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘ selbst als bereits überwunden. Diese symbolische Funktion können die Bilder umso besser übernehmen, als Rasse in eben diesen Szenen nicht thematisiert wird. Gerade die latente Mitführung des Rassenthemas über die bloße Körperlichkeit Obamas (Hautfarbe) fungiert in variierenden Kontexten und Personenkonstellationen als wiederholte Bestätigung der Idee einer gemeinsamen und freundlichen Welt von Farbigen und Weißen. Insofern stehen die Bilder des gutaussehenden Obama (gemessen an gängigen Schönheitsvorstellungen) in verschiedenen Interaktionszusammenhängen in einem engen intertextuellen Verhältnis zu den Images der Werbung, die die Idee der geglückten Koexistenz der Rassen in vielen Bildern illustrieren und mit Slogans wie *Come together* oder *United Colors of Benetton* umschreiben.

3. Ehe und Familie: Zu dem Image-Komplex der Charismatisierung gehören weiterhin die Bilder der Ehe und der Familie Obamas, für die die Medien im Falle eben dieses Präsidentschaftskandidaten ein besonderes Interesse zeigten. Dabei wurde nicht nur die ‚emanzipierte‘ Beziehung der Eheleute, sondern auch der lockere und ‚authentische‘ Umgang mit den Kindern immer wieder in den Vordergrund gerückt.

4. Charisma: Es gibt nicht wenige Bilder, die Obama als einen neuen Hoffnungsträger, ja buchstäblich als eine Lichtgestalt in Szene setzen, so z. B. in der Form von Gegenlicht-Effekten, die das Individuum gleichsam mit einem Heiligenschein umgeben. Bemerkenswert sind diesbezüglich zahlreiche Bildentwürfe, die jenseits des Funktionssystems der Massenmedien über die Verbreitungsmedien und das Internet in Umlauf gebracht wurden. Ein Beispiel hierfür geben die Plakate der Kampagne *Designers for Obama*, in denen u.a. auch die

41 Der Körper als Medium der Sichtbarmachung des besonderen Vermögens des Machthabers spielt in den USA schon länger eine wichtige Rolle – die regelmäßige Vorführung von Bildern joggender US-Präsidenten hat entsprechend Tradition.

zentralen Slogans des Wahlkampfes *Hope* sowie *Yes we can* mit einer Bildsprache verknüpft werden, die Obama zum mythischen Helden verklären. Die semantische Programmierung des Bild-Leibes Obamas im Sinne einer charismatischen Persönlichkeit konnte sich dabei vermutlich auch deshalb so erfolgreich vollziehen, weil Obama vor dem Wahlkampf kein medial geprägtes (Bild-)Image zugeordnet werden konnte.⁴²

Wichtig ist im Zusammenhang der bildlichen Charismatisierung weiterhin der Hinweis darauf, dass es in den USA eine lange Tradition von Filmen gibt, die das zivilreligiöse Verständnis des Politischen in den Mittelpunkt der Dramaturgie stellt. Von zahlreichen Filmen über reale⁴³ oder fiktive Präsidenten wie 'The Candidate' (1972) oder 'Air Force One' (1997) bis hin zu den aktuellen TV-Serien 'W', '24' und 'West Wing' haben wir es im Falle des amerikanischen Kinos bzw. Fernsehens mit einer breit aufgestellten Bildindustrie zu tun, die man mit guten Gründen als die wichtigste Institution der Arbeit am Mythos des Politischen im oben skizzierten Sinne verstehen kann. Im Mittelpunkt stehen unverkennbar die Idee der Höherstellung des nationalen Kollektivs und die dazugehörige Verherrlichung der Opferbereitschaft der Individuen.⁴⁴ Die bildliche Charismatisierung Obamas gehört nun in diesen Zusammenhang, weil sie sich bestens in die filmische Bearbeitung des Mythos einfügt. Schon Jahre vor Obamas Wahl wird nämlich die Rolle des Präsidenten in der kinematografischen Mythenmaschine auch mit farbigen Darstellern besetzt. So spielt z. B. Dennis Haysbert 2001 einen afroamerikanischen Präsidenten (genannt David Palmer) in der TV-Serie '24'. Und Roland Emmerich weiß (obwohl deutscher Immigrant) bestens auf der Klaviatur der gegenwartskulturellen Verfasstheit des Mythos zu spielen, wenn er in seiner Version des Weltuntergangs in Gestalt einer wiederkehrenden Sintflut '2012' einen Farbigen in der Präsidentenrolle inszeniert, der sich für sein Volk opfert, indem er nicht wie die anderen Personen des politischen Führungsstabes die moderne Variante der Arche Noah besteigt, sondern den Bürgern mit tröstenden Worten in ihren letzten Lebensminuten zur Seite steht. Die Inauguration eines farbigen Präsidenten erfolgt also zunächst in der fiktionalen

42 Im Unterschied zu Personen wie Reagan oder Schwarzenegger, denen bereits vor ihrer politischen Karriere ein medial definiertes Image zukam.

43 Allein über Lincoln wurden, beginnend mit der Frühgeschichte des Films, inzwischen mehr als zweihundert Filme gedreht.

44 Vielleicht sind die Filme auch in Europa (der BRD) erfolgreich, weil sie zeigen, dass und inwiefern das Politische über das Diskursive hinausgreift und an die existentiellen Fragen (des Lebens und des Überlebens) rührt. Jedenfalls gibt es ein breit gefächertes Genre des US-amerikanischen Katastrophen-Films, in dem existenzielle Fragen nicht nur als solche von Individuen, sondern auch als solche des Kollektivs und dessen politischer Führung behandelt werden.

Realität Hollywoods, um sich dann wenig später in der ‚realen Realität‘ in Washington zu ereignen.

Fazit

Fasst man diese Überlegungen zusammen, wird man mit guten Gründen sagen können, dass die Inauguration Obamas nicht nur im Bewusstsein vieler US-amerikanischer Bürger mehr war als die Amtseinssetzung eines weiteren Präsidenten. Sie war vielmehr der rituelle Schluss- und Höhepunkt eines sozialen Prozesses, der den Weg eines farbigen Bürgers auf dem Weg in das höchste politische Amt der USA gesellschaftsübergreifend thematisierte. Die zeithistorische Bedeutung der Amtseinssetzung Obamas geht demzufolge über die eingangs genannten Funktionen hinaus bzw. spezifiziert diese. Dies geschieht, indem die miteinander verflochtenen Prozesse der Mythenbildung, der Charismatisierung und der Imagebildung als die entscheidenden Verstehensanweisungen der Inauguration fungieren. Im Zuge dieser Prozesse bildet sich ein Stigma zweiter Ordnung aus. Das phylogenetische Merkmal der farbigen Rasse steht in deren Rahmen nicht für Inferiorität, Exklusion und Entrechtung (Stigma erster Ordnung), sondern für das Unrecht und die Schuld der Stigmatisierenden. Man muss sich vorstellen, welche Bedeutung es für das US-amerikanische Selbstverständnis und Selbstbewusstsein gehabt hätte, wenn Obama nach seiner Nominierung zum Spitzenkandidaten der Demokraten an der letzten Hürde ins Amt gescheitert wäre. Es ist sicher nicht übertrieben festzustellen, dass dies eine erhebliche Beschädigung des amerikanischen Traums und die Betonung eines kollektiven Stigmas bedeutet hätte. Die Tatsache, dass die US-Bürger nicht nur in Umfragen ihre Sympathien für Obama kundtaten, sondern über ihr faktisches Wahlverhalten unter anonymisierten (!) Bedingungen ihre Einstellungen in die (Wahl-)Tat umsetzten, ist daher von großer Relevanz. So betrachtet war die Inauguration Obamas die Feier einer Bevölkerung, die durch ihr eigenes Verhalten einen substantiellen Beitrag zur Arbeit am Mythos und dessen Reinigung bzw. Heilung leistete.

Vor dem Hintergrund der Vorgeschichte scheint die Bestimmung und der Zweck der Feierlichkeiten im Falle Obamas darin zu bestehen, die gesellschaftliche Neubewertung des Mythos der vorausliegenden Wochen und die daran anschließenden Hoffnungen für die Zukunft mit einer weithin sichtbaren Zeremonie zu bestätigen und ins kollektive Gedächtnis einzuschreiben. Und man wird sagen können, dass sich dieser Sinn des Zeremoniells weitgehend unabhängig von dessen Gestaltung vollzieht, weil die sozialen Prozesse weit über den Planungshorizont des Events hinausgreifen. Eher müsste man sagen, dass die Vorgeschichte ihr Kaleidoskop der Bilder gleichsam punktuell in das Event hineinspiegelte,

während das Event selbst mit vielfältigen Zeichen (insbesondere die Körper der Protagonisten) die vorausliegenden Ereignisse in Erinnerung rief. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass sich die konkreten inszenatorischen Details der Inauguration des 44. US-amerikanischen Präsidenten nicht ihrerseits auf den hier skizzierten Interpretationsrahmen eingestellt hätten. Im Gegenteil! Gerade das ‚kulturelle Begleitprogramm‘ fußt offenkundig auf einem Eventmanagement, das sich der historischen Bedeutung eben dieser Inauguration sehr bewusst war. Um nur einige wenige Sub-Events aufzuzählen, die allesamt der Idee der Überwindung rassistischer Unterschiede und Ungleichheiten zuarbeiteten: Der farbige Rapper will.i.am und die blonde Rocksängerin Sheryl Crow intonierten gemeinsam Bob Marleys ‘One Love’. Der blinde Afroamerikaner Stevie Wonder sang mit der Kolumbianerin Shakira und dem Rythm&blues-Vertreter Usher ‘Higher Ground’. Pete Seeger, Vater des gesellschaftskritischen Folksongs (inzwischen 89-jährig) trug das Lied ‘This Land is Your Land, this Land is My Land’ vor, in das dann Hunderttausende auf der gut ein Kilometer langen Grünfläche zwischen Lincoln Memorial und Washington Monument einstimmen, bevor die irische Band U 2 mit Bono eine Hymne auf Martin Luther King vortrug (‘In the Name of Love’), die zu Obamas Rede überleitete.⁴⁵ Man muss nicht weiter ins Detail gehen, um zu sehen, dass diese Inszenierungen ebenso wie die Spezifikationen der Bühnen und Kulissen auf besagte Sinnkomplexe eingestellt waren. Sie (die Inszenierungen) nahmen als *cultural performances* den Bedeutungshorizont der Vorgeschichte auf und stilisierten diese zum Beginn einer neuen Ära. Dass damit überhöhte Erwartungen an die politischen Erfolge des 44. Präsidenten der USA einhergingen, liegt dabei ebenso in der Logik des Prozesses wie eine gewisse Entzauberung der Person im Rahmen des realpolitischen Tagesgeschäftes. Und doch: Wenn in den Medien derzeit über das mögliche Scheitern von Obama hinsichtlich einzelner Themen (z. B. der Gesundheitsreform) oder seiner Wiederwahl gesprochen wird, geschieht dies immer noch mit einem schicksalhaften Unterton, eben weil er als erster farbiger Präsident wie beschrieben als Person in einem tieferen Sinne an den *American Dream* gekoppelt ist. Die Inauguration des nächsten Präsidenten (oder der ersten Präsidentin) wird uns dies im rückblickenden Vergleich nochmals deutlich vor Augen führen.

45 Diese und weitere Protagonisten entsprechender Veranstaltungen (z. B. Aretha Franklin und Sting) stehen qua (Medien-)Image ihrerseits für eine Kultur der Arbeit an der Verbrüderung der Rassen und der Arbeit gegen (Rassen-)Diskriminierung und soziale Ungleichheit.